



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mein Onkel Benjamin. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entnervende Wirkung. Die Jurisprudenz verliert dabei schließlich den Muth der Entscheidung*), und indem sie gewöhnt wird, bei der Gesetzgebung fortwährend zu betteln, wird sie mit den Gaben, die sie dann von dieser empfängt, doch nie den Bedürfnissen des Lebens gerecht zu werden vermögen.

R. v. Bar.

Mein Onkel Benjamin.

I.

So nennt sich in unserer Sprache ein kleines liebenswürdiges Buch von Claude Tillier, welches, von Ludwig Pfau bei einem stiegenden Buchhändler der pariser Quais entdeckt und ins Deutsche übertragen, uns als eine Perle echten Humors einer ausführlichen Anzeige werth scheint.

Die Leser wissen vermuthlich nichts von Claude Tillier. Wer sein Buch liest, kann eine Weile nach dem einfachen und bestimmten Stil desselben an einen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts denken. Die natürliche Erzählung erinnert an Voltaire und Lesage, das innige Naturgefühl an Rousseau, auch die überall sich äussernde Liebe zu einfacher Menschenart stellt ihn diesem nahe. Aber bei näherem Zusehen gewahren wir doch zu viel modernes Bewußtsein, um verkennen zu können, daß das Lebensbild, das uns hier geboten wird, aus der Zeit nach der großen Revolution stammt, und daß der Verfasser zwar ein Enkel der mit jenem Namen bezeichneten Generation, sein Humor aber ein ganz eigengearteter ist. Und so verhält es sich in der That. Claude Tillier, 1801 zu Clamecy im Departement der Nièvre geboren, ist 1844 zu Nevers an der Schwindsucht gestorben, nachdem er erst Schullehrer, dann Journalist gewesen. Er ist verschollen, weil er im Dunkel einer Kleinstadt schrieb und deshalb von Paris ignoriert wurde. „Wer aber Paris nicht kennt, der kennt Frankreich nicht.“ Wenn Pfau ihn auferweckt und in die deutsche Literatur eingeführt hat, so ist das ein Verdienst, für welches wir ihm die

*) Wir wollen nur auf Folgendes aufmerksam machen. Eine Specialvorschrift über Fälle der fraglichen Art wird leicht den Erfolg haben, die unserer Ansicht nach falsche und schon ohnehin recht verbreitete Theorie des verbrecherischen Vorsatzes (Dolus), welche das Strafgesetz gerade in den schändlichsten, gefährlichsten Fällen entwaffnet, erst recht zu befestigen, und ebenso vielleicht eine geistlose und zweckwidrige Auffassung der Vorbereitungshandlungen. Wer z. B. die n. E. unrichtige Ansicht über den Dolus hat, wird darin durch das sog. Argumentum a contrario nur bestärkt werden. Einer doch auch leicht möglichen analogen ruchlosen Massenvergiftung gegenüber würde es dann wieder eines Specialgesetzes bedürfen.

volle Hälfte der Thorheiten vergeben wollen, die er im Stile des Stuttgarter Beobachter geleistet hat. Er mag uns seinerseits dafür verzeihen, daß wir das Buch nicht schon in seiner ersten Auflage besprochen haben — die gegenwärtige ist die zweite — und die Leser sind gebeten, desgleichen zu thun. Es war eine Unterlassungssünde, aber eine in der That verzeihliche — die große deutsche Revolution von 1866 stand damals am Horizonte.

Die politischen Ansichten Tillier's stehen für uns in zweiter Linie, und wir theilen seinen Haß gegen gewisse Erscheinungen und Einrichtungen und seine idealtistische Auffassung der Welt nur bis zu einem mäßigen Grade, der sich uns nur steigert und zu völligem Einklang wird, wenn er die Annahmung eines übermüthigen Adels, den Aberglauben eines unduldsamen und herrschsüchtigen Klerus und die Selbstsucht eines geschwollenen Pfahlbürgerthums angreift oder wenn er das strebsame Treiben politischer Industriemänner, etwa in der Gestalt Dupins, an den wohlverdienten Pranger stellt, worüber man die biographische Einleitung nachlesen wolle. Wir haben es hier in der Hauptsache mit dem Schriftsteller Tillier, nicht mit dem Politiker zu thun, und in jener Beziehung pflichten wir Pfau vollständig bei. Reich an Inhalt, der Form wie Wenige mächtig, scharf und doch anmuthig, voll köstlichen Humors und beißenden Spottes, ist Tillier der echte Ausdruck des Geistes jener fröhlichen Gegend des alten Gallien, die Paul Louis Courier und den Altvater der französischen Satiriker, den lustigen Rabelais hervorgebracht hat. Seine Streitschriften, aus denen Pfau ausführliche Proben mittheilt, stellen sich den Pamphleten Courier's würdig an die Seite. Dieselbe reizende Natur und künstlerische Fertigkeit, dasselbe Feuer, der gleiche Schwung, die gleiche Fülle der Empfindung und die gleiche Kraft der Ironie, und wenn Tillier bisweilen nicht so fein und zierlich schreibt wie sein Vorgänger, so übertrifft er ihn an Ursprünglichkeit, an unerwarteten Wendungen und überraschenden Bildern, und so hat er einen gewissen ländlichen Beigeschmack, der höchst wohlthuend wirkt, die würzige Herbigkeit des Volkes, aus dem er hervorgegangen ist. Als humoristischer Poet aber nimmt er durch lyrisches Gefühl, durch plastische Gestaltungskraft und vor allem durch Erfindung hochkomischer Personen und Situationen in der französischen Literatur eine geradezu einzige Stelle ein. Wir hoffen, die Leser werden uns hierin Recht geben, wenn wir ihnen im Folgenden den condensirten Onkel Benjamin vorführen, noch mehr aber, da ein solches Storchschnabelbild, namentlich auf dem Gebiete des Humors, nothwendigerweise immer viele Reize des Originals entbehren wird, wenn sie das allerliebste Buch selbst lesen.

Die Zeit, in welcher unsre Geschichte spielt, ist etwa die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Schauplatz Clamecy, der Geburtsort unseres Schriftstellers, und dessen Umgebung. Jene Zeit gefällt dem Verfasser als Humo-

risten besser als die unsere. „Das Volk trug Ketten, aber es tanzte darin.“ „Der Mensch von heute ist nicht zum Lachen aufgelegt. Er ist Heuchler, Geizhals und bodenloser Egoist. Wie immer die Frage heißen mag, an die er mit der Stirne stößt, seine Stirne klingt wie eine Schublade voll Kupfergeld.“ „Er ist anmaßend aus Einbildung und aufgeblasen vor Eitelkeit. Er hat die Sucht, sich vom Volk unterscheiden zu wollen.“ „Kein Opfer ist ihm zu groß, wenn er seine Wuth, nach etwas Rechtem auszufehen, befriedigen kann. Er lebt von Wasser und Brod, er versagt sich im Winter das Feuer und im Sommer das Bier, um einen Rock von feinem Tuche, eine Weste von Kaschmir und gelbe Handschuhe zu tragen.“ „Er ist geschraubt, er schreit nicht, er lacht nicht laut, er weiß nicht, wohin spucken.“ „Er sagt recht säuberlich: Guten Morgen, Herr Fischer oder: Guten Abend, Frau Oberhofkanzleidirectorin; denn das gehört zum guten Ton. Was ist aber dieser gute Ton? — Ein heuchlerischer Firniß, den man auf einen Steckenstrich, um ihn für ein spanisches Rohr auszugeben.“ „Der Mensch von heute hat immer eine Zeitung in der Tasche, er spricht von nichts als Handelsverträgen und Eisenbahnlinien und lacht nur in der Kammer.“ Anders die Zeit, in der unsere Geschichte sich zutrug. „Die Sitten der kleinen Städte waren noch nicht mit Vornehmheit geschminkt. Der Charakter dieses glücklichen Zeitalters war die Sorglosigkeit. Alle diese Leute, Schiffe oder Nußschalen, überließen sich mit geschlossnen Augen dem Strome des Lebens, unbekümmert, wo sie anlanden würden. Der Bürgermann bittstellerte weder um Anstellungen, noch scharfte er Geld zusammen, er lebte zu Hause in vergnüglichem Ueberfluß und verpuzte sein Einkommen bis auf den letzten Heller. Der Kaufmann bereicherte sich langsam, ohne sich viel zu plagen, bloß durch den natürlichen Verlauf der Dinge. Der Handwerker arbeitete nicht, um aufzuspeichern, sondern um die beiden Enden zusammen zu bringen. Sie alle hatten nicht jene schreckliche Concurrenz auf den Fersen, die uns ohne Unterlaß zuruft: Vorwärts! So machten sie sich's denn bequem; sie hatten ihre Väter gesüttert, und wenn sie alt geworden, war's an ihren Kindern, sie zu füttern. Alle diese Leute, große wie kleine, schienen keinen andern Beruf zu haben, als sich lustig zu machen. Den Kopf zerbrachen sie sich höchstens, um eine gute Posse auszuführen oder eine feine Geschichte auszuhecken. Die, welche Wiß hatten, verschwendeten denselben in Späßen, statt ihn zu Ränken zu verwenden.“

In dieser gemüthlichen Welt war das Haus, um das sich unsere Erzählung abspielt, ein ganz besonders gemüthliches Eckchen. „Mein Großvater (er heißt Weißkurz) war Gerichtsbote, meine Großmutter eine kleine Frau, der man nachsagte, sie könne, wenn sie in die Kirche gehe, nicht sehen, ob der Weiskessel voll sei. Nach einer sechsjährigen Ehe hatte sie bereits fünf

Kinder. Das alles lebte von dem kargen Einkommen meines Großvaters und befand sich vortreflich. Man aß zu sieben an drei Häringen, aber man hatte Brot nach Belieben und in einem kleinen Weinberge eine unerschöpfliche Quelle weißen Weines. Alle Kinder wurden, je nach Alter und Kräften, verwendet. Der älteste, der mein Vater wurde, hieß Kaspar, er spülte das Geschirr und ging zur Fleischbank, kein Pudel in der Stadt war besser dressirt als er. Der jüngere kehrte die Stube, das dritte Kind hatte das vierte auf dem Arme, und während das fünfte sich in seiner Wiege wälzte, befand sich ein sechstes bereits auf dem Wege. Unterdeß war meine Großmutter in der Kirche oder schwatzte bei der Nachbarin."

Mittelpunkt und Gipfel dieser vergnügten Gegend einer lustigen und behaglichen Welt war Benjamin Kathery, der Großonkel des Verfassers. Er wohnte bei seiner Schwester. Sechs Fuß drei Zoll lang, trug er einen Frack von scharlachrothem Katin, Hosen vom selben Stoffe und derselben Farbe, perlgraue seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und an der Seite einen langen Degen. Auf seinem Fracke tänzelte, fast so lang wie der Degen, ein schwarzer Zopf, der, in unaufhörlichem Gehen und Kommen begriffen, jenes Kleid so mit Puder tünchte, daß es mit seinen rothen und weißen Schattirungen ausah wie ein aufrecht stehender Backstein, der sich schiefert. Onkel Benjamin war Arzt, und deshalb trug er einen Degen. Er hatte wenig Glauben an die Heilkunst und meinte oft, ein Arzt habe schon genug gethan, wenn er seine Kranken nicht umgebracht habe, und der Nutzen der Aerzte bestehe hauptsächlich darin, daß sie Uebervölkerung verhüteten. Er war der drolligste und witzigste Mann des Ortes, und er wäre auch der am wenigsten nüchterne gewesen, wenn der Stadttrommler, Cicero geheißten, seinen Ruhm in dieser Beziehung nicht getheilt hätte. Indes war er keineswegs ein Trunkenbold, sondern nur ein Epicuräer, der die Philosophie bis zur Trunkenheit trieb. „Er hatte einen Magen voll Adel und Würde. Er liebte den Wein nicht um des Trinkens willen, sondern wegen jener Narrheit von einigen Stunden, die er verschafft, und die aus geistreichen Menschen solch reizenden und originellen Unsinn spricht, daß wir zufrieden wären, wenn der Sinn immer so sprechen wollte. Hätte er sich mit Messelesen betauschen können, er hätte alle Tage Messe gelesen.“ „Die Vernunft“, sagte er, „ist nichts. Sie ist nur das Vermögen, die gegenwärtigen Uebel zu spüren, der vergangnen sich zu erinnern und die zukünftigen vor auszusehen. Das Vorrecht, seine Vernunft abzudanken, ist allein etwas. Ihr sagt, daß der Mensch, welcher seine Vernunft im Wein ertränkt, sich zum Thier herabwürdiget. Das ist der reine Kastengeist. Glaubt ihr denn, daß die Lage des Thieres schlimmer sei als die eurige? Wenn euch der Hunger plagt, möchtet ihr wohl der Dohle sein, der im Grase weidet bis an den Bauch; wenn ihr

im Gefängnisse sitzt, möchtet ihr wohl der Vogel sein, der mit freiem Flügel das Blau des Himmels spaltet; wenn man euch auspfinden will, möchtet ihr wohl jene häßliche Schnecke sein, der niemand ihr Haus freitig macht. Die Thiere sind weder einäugig, noch buckelig, noch krummbeinig, auch haben sie keine Angst vor der Hölle.“ Onkel Benjamin war achtundzwanzig Jahre alt und trieb seit drei Jahren die Heilkunst, die ihn aber nicht reich gemacht hatte — „im Gegentheil: er schuldete drei scharlachrothe Fräcke seinem Tuchhändler, drei Jahre Haarfrisur seinem Perückenmacher, und er hatte in jedem der wohlberufensten Wirthshäuser der Stadt eine kleine Rechnung, von welcher höchstens einige Hausmittel in Abzug kamen.“ Seine Schwester, die drei Jahre älter als er war, betrachtete sich als seinen Hofmeister. Sie kaufte ihm seine Hals- und Taschentücher, flickte ihm seine Hemden und gab ihm gute Rathschläge, die er sehr aufmerksam anhörte, von denen er aber nicht den geringsten Gebrauch machte. Alle Abende regelmäßig nach dem Nachtessen forderte sie ihn auf, ein Weib zu nehmen, aber stets wies er ihren Ernst mit Pöffen zurück.

Anderer lustige Nebenpersonen sind die Zechgenossen Onkel Benjamin's der Advocat Pagina, der seine Vertheidigungsreden nie anders als in der Weinbegeisterung zwischen einer getrunkenen und einer zu trinkenden Flasche hält, der Procurator Kaspel, der einen Klienten, von dem er ein Fäßchen säuerlichen Weines zum Geschenk erhalten, vorladen läßt um ihn zur Lieferung eines besseren anzuhalten, der Notar Arthus, der einen ganzen Lachs zum Nachtmahl essen kann, Millo-Katto, Schneider und Poet dazu, Verfasser der großen Litanei „Knie, ihr Christen, kniet nieder“, die so schön ist, „daß der heilige Geist selbst sie ihm eingegeben haben muß,“ Herr Minxit, ein Arzt aus der Nachbarschaft, der als Urinbeschauer Geschäfte macht, ein Gerichtschreiber, der sich gewöhnt hat, im Schlafe zu schreiben, und ein alter Architekt, der seit zwanzig Jahren nicht mehr nüchtern geworden ist.

Ein Vorfall bei der Feier des Sanct Yves-Tages durch diese Gesellschaft bewegt die Großmutter des Verfassers, die Verheirathung ihres fideleu und ausgelassenen Bruders ernstlicher zu betreiben. Benjamin Katherly hat sich in der Weinlaune mit seinem Schwager Weißkurz duellirt und dabei einen kleinen „Anschnitt“ an der Hand davon getragen. Weißkurz ist von ihm für diese Heldenthat zum Waffenmeister vorgeschlagen und die Ernennung mit noch etlichen Flaschen feierlich begangen worden, worauf man nach Hause wandt. Inzwischen hat das Gerücht die kleine Wunde in die Stadt getragen und sie von Mund zu Mund vergrößert, bis sie zu einer Ermordung Benjamin's durch seinen Schwager angeschwollen ist. In dieser Gestalt gelangt das Gerücht zu Frau Weißkurz. Rasch entschlossen rafft die kleine Frau Mittel zusammen, die ihrem Mann zur Flucht verhelfen sollen, und macht sich mit

einer Matratze, Charpie und Binden für Benjamin, wenn er nicht schon todt, nach der unglückseligen Kneipe auf. „Bei den ersten Häusern der Vorstadt begegnete sie ihrem Manne, der, mit einer Stöpselkrone geschmückt, im Triumphe heimgeführt wurde. Er stützte sich auf den Arm Benjamin's, und dieser schrie aus vollem Halse: Jedermänniglich, so anwesend, thun wir kund und zu wissen, daß der so benamfte Weißkurz, wohlbestallter Gerichtsbote Seiner Majestät, zum Oberwaffenmeister ernannt worden in Anerkennung — Du läuderlicher Saufaus! rief meine Großmutter, als sie Benjamin bemerkte. Und ohne der Gemüthsbewegung, die sie seit einer Stunde zu ersticken drohte, länger widerstehen zu können, fiel sie aufs Pflaster. Man mußte sie auf der Matratze nach Hause tragen, die sie für ihren Bruder mitgebracht hatte.“ Ein hitziges Fieber ist die Folge, und als sie davon genesen, muß Benjamin ihr versprechen, sich zu bessern und ans Heirathen zu denken. Weißkurz kundschaftet eine Frau für ihn aus, und zwar in der Person der Tochter jenes Urinbeschauers Minxit, der eine große Neigung zu Benjamin gefaßt hat. Vergebens wendet dieser das Gewerbe des ihm zum Schwiegervater Vorgeschlagnen, die rothen Haare und Sommersprossen der Jungfer Minxit und endlich die Bedeutung des Namens derselben ein. „Horaz hat gesagt: Num minxit patrios cineres. Dieses Spitzbuben-Perfectum ist's, was mich empört: Herr Minxit, Frau Minxit, Herr Kathery Benjamin Minxit, der kleine Peter Kathery Minxit, die kleine Adelheid Kathery Minxit — eine schöne Familie! Saperlot! Damit könnte man ein Mühlrad treiben.“ Es hilft Alles nichts. Am nächsten Tage soll Benjamin der Jungfer Minxit einen Besuch machen.

Dieser Versuch wird dadurch verhindert, daß Benjamin, mit dem Schuster Cicero, der ihm ein paar Schuhe bringt, nach der Sitte der Zeit ein paar Gläser Wein trinkt. „Benjamin hat seine Schwester, eine Flasche Weissen zu holen, damit er mit Cicero anstoßen könne. Seine Schwester holte eine, dann zwei, dann drei und sofort, bis es sieben waren. — Meine liebe Schwester, ich bitte Sie, noch eine Flasche. — Aber weißt Du denn nicht, Unglücklicher, daß Du an der achten bist? — Sie weiß wohl, liebe Schwester, daß wir nicht mit einander rechnen. — Und Du weißt wohl, daß Du einen Weg zu machen hast. — Noch* diese letzte Flasche, und ich gehe. — Ja, Du bist mir in einem schönen Zustande, um über Feld zu gehen, und wie, wenn man Dich zu einem Kranken holen wollte? — Wie schlecht, meine gute Schwester, weiß Sie doch die Wirkungen des Weines zu würdigen; man sieht, daß Sie nur die klaren Wasser des Beuvron trinkt. Mein Schwerpunkt ist immer auf demselben Flecke. Soll ich zur Ader lassen — apropos, meine Schwester, ich muß Ihr zur Ader lassen. Weißkurz hat es mir noch anempfohlen, ehe er ging. Sie klagte diesen Morgen über heftiges Kopfsweh, ein

Aber laß wird Ihr gut thun. — Und Benjamin zog sein Besteck heraus, und meine Großmutter bewaffnete sich mit der Feuerzange. — Teufel! Sie ist ein recht widerspenstiger Patient. Wohl an, so wollen wir uns vergleichen: ich zapf' Ihr kein Blut ab, und Sie zapft uns die achte Flasche. — Kein Glas voll hol' ich. — So muß ich sie denn selber holen, sagte Benjamin, nahm die Flasche und ging dem Keller zu. Meine Großmutter, die kein besseres Mittel sah, ihn aufzuhalten, hing sich an seinen Zopf; aber Benjamin ging, ohne diesen Zwischenfall einer Beachtung zu würdigen, so festen Schrittes in den Keller, als ob er nur einem Büschel Zwiebeln am Zopfe hätte, und kam mit der vollen Flasche zurück.“

Diesen Tag wird es natürlich nichts mit der Brautfahrt, und am nächsten wird dieselbe zwar in Begleitung des würdigen Beißkurz angetreten, aber wieder stellt sich dem Freier auf dem Wege nach dem Dorfe Corvol, wo Papa Minxit mit seiner Tochter wohnt, das Schicksal entgegen, und zwar in Gestalt eines abgedankten Sergeanten mit seinem Pudel Fontenoy, welche die Wanderer in einer Brombeerhecke an der Straße treffen und mit nach der nahe gelegenen Schenke der hübschen Manette zum Frühstück nehmen. Dasselbe verlängert sich — selbstverständlich, muß man sagen — unter allerlei komischen Gesprächen und Vorkommnissen bis in die Nacht hinein, und die Drei kommen ohne Heirathsversprechen, wohl aber mit einem stattlichen Kausche nach Clamecy zurück.

Besser gelingt die Sache am nächsten Morgen, wo Frau Beißkurz ihren Bruder nach Corvol escortirt. Zwar geht es auch dießmal nicht ohne einige Poffen von Seiten Benjamin's ab, indem derselbe im Dorfe Mulot seiner Schwester entwischt, in überaus ergötzlicher Weise vor den Bauern den ewigen Juden spielt und an einem derselben ein Wunder verrichtet. Aber Frau Beißkurz fängt sich ihn wieder ein und schafft ihn glücklich zu Papa Minxit, der beide auf das beste empfängt und bewirtheht. „Herr Minxit war Arzt, aber er hatte seine schöne Jugend nicht in Gesellschaft von Cadavern verbracht. Die Medicin war ihm eines Tages im Kopfe gewachsen wie ein Pilz; wenn er diese Kunst verstand, so hatte er sie erfunden. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek, aber er steckte die Nase nie in seine Bücher. Er sagte, daß seit der Zeit, wo diese Scharfeken geschrieben worden, das Temperament der Menschen sich verändert habe. Einige behaupteten sogar, daß alle diese werthvollen Werke nur scheinbare und aus Pappdeckeln gemachte Bücher seien, auf deren Rücken er berühmte Namen aus der Arzneiwissenschaft in goldenen Buchstaben habe drucken lassen. Im Uebri-gen war er ein Mann von Geist und hatte in Ermangelung gedruckter Wissenschaft eine umfassende Kenntniß von den Dingen des Lebens. Da er nichts wußte, so sah er ein, daß er die Menge überreden müsse, er verstehe mehr als

seine Amtsbrüder, und demzufolge widmete er sich dem Urinbeschauen. Nach zwanzigjährigen Studien in dieser Wissenschaft hatte er es so weit gebracht, daß er die trüben von den klaren Urinen unterscheiden konnte, was ihn nicht hinderte, jedem, der es hören wollte, zu sagen, er sei im Stande, einen großen Mann, einen König, einen Minister an seinem Urin zu erkennen. Er hatte das Talent, die Menge für sich einzunehmen.“ „In der ganzen Umgegend wollte man nur von Herrn Minxit's Hand sterben, ein Privilegium, welches er nicht mißbrauchte. Er war nicht mörderischer als seine Amtsbrüder, nur machte er mit seinen Pfiolen von allen Farben mehr Geld als diese mit ihren Recepten. Doch hatte er auch das Talent, sein Geld auf gute Art loszuwerden, er gab Alles in einer Weise, als ob es nichts kostete, und die Klienten, die ihm zuliefen, fanden stets offene Tafel.

Mein Onkel und Herr Minxit glichen sich wie zwei Tropfen Wein oder, um mich eines weniger anzüglichen Ausdrucks meinem Onkel gegenüber zu bedienen, wie zwei Becher in die gleiche Form gegossen. Sie hatten dieselben Bedürfnisse, denselben Geschmack, dieselbe politische Meinung. Wer inmitten all der Erbärmlichkeiten hinieden keine Philosophie besitzt, ist ein Mensch, der baarköpfig durch einen Wolkenbruch geht. Der Philosoph dagegen hat einen guten Regenschirm über dem Haupte, der ihn vor dem Guffe schützt. Das war ihre Meinung. Sie betrachteten das Leben als eine Posse und spielten ihre Rolle darin so lustig als möglich. Der ganze Unterschied, welchen das Alter zwischen sie brachte, bestand in einigen Falten. So hatte denn auch der zukünftige Schwiegervater eine außerordentliche Freundschaft zu seinem Schwiegersohn gefaßt, und der Schwiegersohn erwies dem Schwiegervater eine hohe Achtung, seine Arzneikolben ausgenommen.

Dennoch hat er keine rechte Lust, die Jungfer Minxit zu heirathen, zumal er gehört hat, daß ein Junker von Brückenbruch, einer von den Musketieren des Königs, um sie angehalten hat. Herr Minxit sagt ihm, nie werde er seine Tochter einem so läuderlichen Geschöpfe geben. — Aber wie, wenn Arabella dieses Geschöpf liebte? fragt Benjamin. Minxit hält es für unmöglich, daß sie nicht vielmehr den Liebe, den er liebt. „Pfui!“ sagt er. „Arabella hat zu viel von meinem Blut in den Adern, um sich in einen Vicomte zu vergessen. Was ich brauche, ist ein Kind des Volkes, ein Mann wie Du, Benjamin, mit dem ich lachen, trinken und philosophiren kann, ein geschickter Arzt, der mir meine Praxis versehen hilft, und der durch sein Wissen das ersetzt, was uns das Urinbeschauen nicht offenbaren kann.“ „Halt!“ erwiderte mein Onkel, „ich erkläre Ihnen zum Voraus, daß ich die Urine nicht beschauen will.“ — „Und warum nicht mein Herr. Glaube mir, Benjamin, das war ein Mann von großem Verstande, jener Kaiser, der zu seinem Sohne sagte: Niechen diese Goldstücke etwa nach Urin? Und wenn

Du wüßtest, wie viel Geistesgegenwart, Einbildungskraft und selbst Logik das Urinbeschauen erfordert, Du wolltest Dein Lebenlang kein anderes Handwerk betreiben.“ „Sieh, da kommt mein Pfeifer, der mir wahrscheinlich die Ankunft irgend eines Arzneidurstigen zu melden hat. Ich werde Dir sogleich eine Probe von meiner Kunst geben.“ —

„Nun, Pfeifer,“ sagte Herr Minxit zum Musikanten, „was giebt's Neues?“ — „Ein Bauer ist da, der Sie consultiren will.“ — „Und hat ihn Arabella plaudern lassen?“ — „Ja, Herr Minxit, er bringt Ihnen Urin von seiner Frau, die von einer Vortreppe vier oder fünf Stufen herabgefallen ist, Jungfer Arabella erinnert sich der Zahl nicht ganz genau.“ — „Kukul!“ sagte Herr Minxit, das ist recht ungeschickt von Arabella. Aber gleichviel, ich werde dem abhelfen. Benjamin, geh in die Küche und erwarte mich dort mit dem Bauern. Du sollst wissen, was das ist, ein Arzt, der Urin beschaut.“ Herr Minxit ging durch die kleine Gartenthür in sein Haus zurück, und fünf Minuten nachher erschien er in der Küche, abgemattet, krummgebogen, eine Reitpeitsche in der Hand, mit einem Mantel verspritzt bis an den Kragen. „Uf!“ sagte er, indem er sich auf einen Stuhl warf, „was für abscheuliche Wege! Ich bin ganz entzwei, ich habe diesen Morgen mehr als fünfzehn Meilen gemacht. Nun ziehe mir flugs die Stiefel aus und wärme mir mein Bett.“ — „Herr Minxit, ich bitte Sie,“ sagte der Bauer, indem er ihm den Kolben darreichte. „Geh zum Teufel mit Deinem Kolben,“ sagte Herr Minxit, „Du siehst ja, daß ich nicht mehr kann. So seid Ihr Alle, immer kommt Ihr in der Minute, wo ich von überfeld heimkehre.“ — „Vater,“ sagte Arabella, „der Mann ist auch müde, nöthigen Sie ihn nicht, morgen noch einmal zu kommen.“ — Nun denn, so laß den Kolben sehen,“ sagte Herr Minxit mit ärgerlicher Stimme, und indem er sich dem Fenster näherte: „Das ist Urin von Deiner Frau, nicht wahr?“ — „Das ist wahr, Herr Minxit,“ sagte der Bauer. — „Sie ist gefallen,“ fuhr der Doctor fort, indem er das Glas von Neuem betrachtete. — „Aus's Haar errathen.“ — „Eine Treppe hinunter, nicht wahr?“ — „Sind Sie denn ein Hexenmeister, Herr Minxit?“ — „Und sie ist vier Stufen hinabgeköllert?“ — „Diesmal haben Sie es nicht ganz, Herr Minxit; sie ist fünfe hinabgefallen.“ — „Schweig doch, das ist unmöglich, zähle die Stufen Deiner Vortreppe noch einmal, und Du wirst sehen, daß es nur viere sind.“ — „Ich versichere Ihnen, Herr Minxit, daß meine Treppe fünf Stufen hat, und daß meine Frau nicht eine fehlte.“ — „Das ist erstaunlich,“ sagte Herr Minxit, indem er den Kolben von Neuem betrachtete, „hier sind in der That nicht mehr als vier Stufen zu sehen. Doch halt! — hast Du mir allen Urin gebracht, den Deine Frau Dir gegeben?“ — „Ich hab' ein wenig davon ausgeschüttet, weil das Glas zu voll war.“ — „Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich meine Rechnung nicht finde.“

Da steckt also das Deficit, Du hast die fünfte Stufe verschüttet, Tolpatsch! So werden wir also Deine Frau als fünf Stufen herabgefallen behandeln.“ Und er gab dem Bauer fünf Päckchen und ebenso viele Gläser, alles mit lateinischen Aufschriften versehen. „Ich hätte geglaubt,“ sagte mein Onkel, „daß Sie vor Allem einen reichlichen Aderlaß verordnen würden.“ — „Wenn’s ein Fall von einem Pferde oder einem Baume herab wäre, ja; aber ein Fall auf einer Treppe wird immer so behandelt.“

Nach dem Bauer kam ein junges Mädchen. „Nun,“ sagte der Doctor, „was macht Deine Mutter?“ — „Es geht viel besser, Herr Minxit; aber sie will nicht zu Kräften kommen, und sie läßt Sie fragen, was sie thun soll.“ — „Du fragst mich, was zu thun ist, und ich wette, daß Ihr keinen rothen Heller habt, um die Mittel zu bezahlen.“ — „Ach nein, bester Herr Minxit; denn mein Vater ist seit acht Tagen ohne Arbeit.“ — „Wenn das ist, warum zum Kukuk läßt sich Deine Mutter auch einfallen, krank zu werden?“ — „Seien Sie ruhig, Herr Minxit; sobald mein Vater arbeitet, werden Sie bezahlt für Ihre Besuche, er hat mir besonders aufgetragen, Ihnen das zu sagen.“ — „Schön, das ist noch größerer Unsinn. Ist er denn nicht bei Troste, Dein Vater, daß er mir meine Besuche bezahlen will, wenn er kein Brot hat? Für wen hält er mich denn, Dein Einfaltspinsel von Vater? Du kommst heut Abend mit Deinem Esel an meine Mühle und holst einen Sack voll Mehl, und jetzt nimmst Du einen Korb voll alten Wein und ein Lammviertel mit; das ist die Arznei, die Deine Mutter zur Zeit braucht. Wenn ihr von heut in zwei oder drei Tagen die Kräfte nicht wieder kommen, so laß es mir sagen. Geh mein Kind.“ — „Nun,“ sagte Herr Minxit, „wie findest Du die Urinmedizin?“

Das nächste Kapitel enthält eine höchst komische Disputation zwischen dem Pfarrer von Corvol und Onkel Benjamin, hervorgerufen dadurch, daß letzterer in Mulot als ewiger Jude ein Wunder gethan und den Bauern weiß gemacht hat, seine Schwester auf ihrem Esel sei die Mutter Gottes, weshalb jetzt die Weiber der Gegend in Schaaren kommen und dem Grauthiere Haare aus dem Schwanz ziehen, um sie als Reliquien aufzubewahren. Wir deuten von dieser Unterredung nur an, daß unser französischer Culenspiegel mit viel Frivolität und noch mehr Wiß den Beweis antritt und führt, die Keimchronik von Brüssel sei so glaubwürdig als die Evangelien, die Fabel vom ewigen Juden also ebenso wahr als die Geschichte von Jesus.